I.

Auf den Serwaradscha-Bergen [1]).

Von Missionar Gehring, Mitglied der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission in Combaconum (Vorderindien).

Von einem schönen Stückchen Erde Indien's will ich in den folgenden Zeilen berichten; ich meine die Serwaradscha-Berge, auf denen wir eine kleine Gemeinde haben, welche ich von Combaconum aus mit zu versehen habe. Die Shervaroy Hills, wie sie von den Engländern genannt werden, liegen in der zur Madras-Präsidentschaft gehörigen Provinz Salem (tamulisch Selam), und man wird sie auf einer einigermafsen genauen Karte leicht finden, wenn man die von Madras nach Erode führende Eisenbahnlinie verfolgend bei der Station Salem stehen bleibt. Auch von Combaconum kann ich Salem mit der Bahn erreichen, indem ich über Tritschinopoli bis nach Erode die Süd-India-Eisenbahn benutze und dann in einen Zug der Madraser Bahn umsteige. Das ist eine Fahrt von früh 6 bis abends $^1/_2$9 Uhr, und wenn man in Deutschland eine derartige Reise für ermüdend zu halten geneigt sein kann, so ist sie es sicherlich in Indien, und Hitze und Staub tragen das ihre dazu bei, sie so ungemütlich als möglich zu machen.

In Salem angekommen, besteige ich ein Wägelchen, von einem Ochsen oder Pferdchen gezogen. Das Gepäck nimmt den vorderen Teil des kleinen Karrens ein, hinten aber sitze ich, wie ein geborener Tamule, mit untergeschlagenen Beinen und rufe dem muhammedanischen Wagenlenker zu, sich zu beeilen. Der haut nun auch auf sein gegen Prügel nicht mehr allzu empfindliches Tier, und im Trabe geht's über Stock und Stein. Federn hat das Wägelchen nicht, und in Folge dessen sind die Gliedmaafsen für 2 Stunden einer grausamen Behandlung ausgesetzt, welche durch das unbequeme Sitzen um vieles erhöht wird. Endlich ist Adiwaram („Fuss des Berges") erreicht, wo sich ein Reisehaus für solche befindet, welche den Morgen abwarten wollen, um den Berg zu besteigen. In dem einen Zimmer stehen ein Tisch und zwei Betten, letztere der Lieblingsaufenthalt unangenehmer Schmarotzer, welche sofort ihre Arbeit beginnen, wenn man sich zur Ruhe ausgestreckt hat. Doch was hilft es. Gerastet mufs hier werden. Nachdem eine Kerze auf die geleerte Theeflasche gesteckt und das Zimmer erleuchtet ist, breite ich meine mitgebrachte Decke auf eine der Bettstellen, wechsele die Wäsche, welche hier schon wärmer sein mufs,

1) Von der Redaction des „Evangelisch-Lutherischen Missionsblattes" uns freundlichst überlassen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

und versuche zu schlafen. Das vorletzte Mal hatten 2 Ostindier[1]) das Reisehaus vor mir in Beschlag genommen. Sie waren so höflich, mir ein Bett abzutreten. Allein, o weh, ihr Reisebündel enthielt Salzfisch. Was das besagen will, kann nur einer verstehen, der Bekanntschaft mit dieser indischen Lieblingsspeise gemacht hat. Der Geruch dieser getrockneten Fische ist geradezu fürchterlich.

Um 5 Uhr wird es draufsen lebendig, und lautes Schreien und Schelten macht sich vernehmbar, wobei sich die Weiberstimmen in entschiedenem Vorteile befinden. Das sind die Kulis, welche Lasten von Backsteinen, Ziegeln und anderem Material in langen Karawanen den Berg hinaufschaffen. Bald klopft es auch an die Thüre, und eine Stimme läfst sich vernehmen: „Aija! es ist Zeit zum Aufbruch." Das ist der sogenannte Mästri, eine Art Agent, der für Kulis und die Träger des Stuhles sorgt, auf welchem die tureigel und tureisänigel („Herren" und „Damen") den Berg hinaufgetragen werden. Zur Auszeichnung trägt er eine alte abgelegte englische Uniform, welche einmal rot gewesen ist. Ich habe mich daran gewöhnt, zu Fufs den Berg hinauf zu gehen, um die Ausgabe zu sparen, und ich kann nicht sagen, dafs es mir bis jetzt schlecht bekommen wäre, obwohl manchmal die von der Hitze geschwächten Glieder ihren Dienst nicht recht thun wollen. Es ist erstaunlich, welche Ausdauer die Träger eines Stuhles besitzen. Zwar haben die vier, welche die zu beiden Seiten desselben befestigten Bambusstangen auf ihren Schultern tragen, gewöhnlich mindestens zwei Substitute; aber mit solcher Last ohne Unterbrechung 2 Stunden lang, ohne zu straucheln, steil bergan auf nicht besonders gutem Pfade zu steigen, oder abwärts rastlos zu laufen, das ist doch eine gute Leistung für die Lungen. Dabei pflegen sie zum Zeitvertreibe, oder wohl noch mehr, um den rechten Schritt inne zu halten, eigentümliche Laute auszustofsen, welche etwa „heckge ge da hoken, hockge ge da heken" klingen. Der Pfad führt im Zickzack, oft an steilen Abhängen vorüber, den Berg hinauf. Je höher man kommt, desto frischer weht die Luft und desto herrlicher wird der Blick weit hinein in das Tiefland, aus welchem sich ringsum vereinzelte Felsenhügel erheben, sodafs es den Anschein hat, als ob dieselben durch unterirdische Mächte mitten aus der Ebene in die Höhe getrieben worden seien. Die Vegetation verliert mehr und mehr den tiefländischen Charakter, und schöne Laubbäume erquicken wieder einmal mit ihrem frischen Grün das Auge. Auch hört man wieder das langentbehrte Gezwitscher der Singvögel, und manche daheim in den Gärten gepflegte Blume findet man hier im wilden Zustande üppig wuchernd vor.

Etwa auf der Mitte der Bergeshöhe beginnt die Kaffeecultur. Zuerst nur vereinzelte, weniger gut aussehende Plantagen, bis zuletzt ringsum, soweit das Auge reicht, fast alles mit Kaffeebüschen bepflanzt ist. Der Kaffeestrauch wächst gerade in die Höhe, und von dem Stämmchen gehen in bestimmten Zwischenräumen die wagerechten Zweige aus, um welche bei guten Büschen die Kaffeebeeren (zwei Boh-

1) Abkömmlinge von Europäern und Indierinnen. Anm. d. Red.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

nen enthaltend) sitzen. Die Blüte des Kaffee's fällt in den April und Mai. Die Blätter sind dunkelgrün und von einem prächtigen Glanze. Vor dem gewinnbringenden Strauche hat mancher alte ehrwürdige Baum den Platz räumen müssen; doch ist es der Cultur nicht gelungen, den Reiz der Berglandschaft zu zerstören. Die grünen Plantagen, dazwischen üppige Haine, graue Felsen und ringsum die freundlichen Villen der Pflanzer, dies alles bildet ein gar liebliches Panorama. Dazu kommt das herrlichste von allem, die frische Bergluft, welche Kindern die bleichen Gesichtchen rötet und den Eltern die Wangen auch wieder etwas bräunt. Vor einigen 30 bis 40 Jahren war es auf den Shervaroys noch wild und unwirtlich. Jetzt aber, nachdem man herausgefunden, dafs der Kaffee sehr gut auf den Bergen gedeiht, führen schöne, mit dichten, sehr voll blühenden Rosenhecken eingefafste, oder auch mit Orangen und Birnbäumen bepflanzte Strafsen nach allen Seiten.

Man sollte nun meinen, auf diesem der Cultur eroberten Stückchen Erde, auf welchem die christlichen Weifsgesichter die dominierende Klasse bilden, wäre kein Raum mehr für ein finsteres Heidentum. Aber leider verträgt sich die moderne Cultur gar wohl mit demselben. Wer sind nun die heidnischen Bewohner dieser Berge? Den Fremden werden sie leicht kenntlich an einem schwarzbraunen Plaid, ihrem fast einzigen Kleidungsstücke, welches manchmal an einer Ecke mit einer Kapuze versehen ist, ähnlich wie sie die französischen Soldaten an ihren Mänteln haben. Diese Leute sind keine Tamulen, obwohl sie einen tamulischen Dialect reden, sondern Maleialis. Ihre Häuser sind völlig verschieden von denen der Tamulen. Gleich beim Heraufsteigen findet man Gelegenheit, eines ihrer Dörfer in der Nähe betrachten zu können. Dieselben gleichen aus der Ferne runden Bienenkörben. Sieht man sie näher an, so findet man, dass dieselben aus Holzgeflecht mit angeworfenem Lehm gebaut sind. Um den innern, zur Wohnung dienenden runden Raum führt eine sehr schmale Veranda, bis unter's Dach mit Flechtwerk verschlossen. Ich glaube, sie dient nur dazu, dem Hause mehr Wärme zu geben und es gegen den Regen zu schützen. Eines warmen Raumes bedürfen die am Tage fast nackt gehenden Leute aber wohl; denn die Nächte sind oft ganz empfindlich kalt, und ich habe schon zu Zeiten ein Feuerchen im Kamin anmachen müssen. Das war ein seltener Genufs in diesem heifsen Lande. Die runden spitz zulaufenden Dächer sind mit Stroh bedeckt. Die Maleialis haben sich früher allein auf das Bebauen ihrer wenigen Felder beschränkt, und noch jetzt bilden ihre grünenden Saaten einen angenehmen Ruhepunkt für's Auge, wenn man von den verschiedenen Höhen aus die Landschaft überschaut. Ein eigentümlicher Erwerbszweig für sie war und ist noch das Einsammeln des wilden Honigs. Diese Arbeit ist mit nicht geringen Gefahren verbunden. Die Bienen hausen nämlich in steilen nur schwer zugänglichen Felsen und lassen sich den Honig nur mühsam entreifsen. Ich habe einen solchen Honigfelsen besucht, welcher in einer romantisch wilden Umgebung liegt. Besonders ist's eine steile senkrecht emporsteigende Felsenwand, welche voller Honignester ist. Um dieselben ausnehmen zu können, haben die Maleialis eine lange Leiter aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

biegsamen Bambuslatten zusammengebunden. Ich habe sie gesehen und gemessen; es beträgt ihre Länge mehr als 70 Ellen. Diese Riesenleiter schleifen sie von einer zugänglichen Seite den Fels hinauf und lassen sich an der Felswand hinab. Ein kühner Kletterer steigt dann an ihr hinab, durch nichts gegen die Stiche der Bienen geschützt, und sucht sich durch Schwingen an die Honignester zu bringen. Die gereizten Bienen umsummen ihn dabei wohl zornig; allein ich hörte, dafs die Leute als Kinder gegen den Stich derselben durch irgend welche Kräuter festgemacht würden. Immerhin mufs man aber den Mut der Leute bewundern, der sie um kleinen Gewinnes willen ein solches Wagnifs zu unternehmen fähig macht. Jetzt ist aber die Hauptarbeit der Maleialis die Besorgung der Kaffeeplantagen.

Ihre Religion ist der ursprünglich in ganz Südindien heimisch gewesene Teufelsdienst, welcher überall, wo die Brahminen sich der Unwirtlichkeit oder Unfruchtbarkeit des Landstriches halber weniger festgesetzt haben, mehr von seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat, als gewöhnlich. Sie haben nur einige Namen und Aeufserlichkeiten von der malabarischen Religion geborgt. Ihre Heiligtümer sind alte baufällige Hütten mit Opfersteinen und einigen roh geschnitzten oder gemeifselten Figuren. Das wichtigste derselben ist wohl das auf dem eigentlichen Serwaradscha im Schatten eines uralten mit Farrenkräutern bewachsenen Baumes. Im Februar versammeln sie sich auf den Höhen und bringen ihre blutigen Opfer dar. Die Maleialis stehen tiefer als die Tamulen. Das beweisen ihre ehelichen Verhältnisse. Sie haben nämlich eine Art Vielmännerei. Wenn eine Frau nicht mehr bei ihrem Manne bleiben will, hat sie das Recht, sich zu einem andern zu halten und so fort. Die von ihr geborenen Kinder gehören aber stets dem ersten Manne zu. Die Zahl dieser Leute mag sich wohl auf 10 000 belaufen. Aufser diesen Maleialis giebt es aber auch noch viele Kulis, welche aus dem Tieflande heraufgekommen sind. Dieselben sind meist Parias. Allein infolge der günstigeren Verhältnisse, in denen sie sich befinden, sind sie dem Paria des Tieflandes sehr ungleich. Sie wohnen in Steinhütten, welche sich mit manchem Sudrahause drunten messen können. Unter ihnen giebt's auch Maurer und Tischler, welche bei den Pflanzern stets gute Arbeit finden. Sie sind meist Christen.

Um nun auf unsere Gemeinde zu sprechen zu kommen, kehre ich zurück zu dem, was ich zuletzt über die Reise auf die Berge gesagt habe. Des Morgens gegen 9 Uhr etwa ist der Gipfel des Berges auf den Schultern der keuchenden Träger erreicht, und aus Freude darüber, bald den wohlverdienten Lohn zu erhalten, strengen dieselben noch einmal ihre heiseren Kehlen an und bringen den Turei im Geschwindschritt nach seinem Absteigequartier. Das ist für mich das kleine Wohnhaus, unter dem Namen des lutherischen Sanitariums bekannt. Der Ort Jērkād, in welchem es liegt, ist kein zusammenhängender Häusercomplex, sondern umfafst alle die in den Plantagen zerstreut liegenden Landhäuser. Unser Sanitarium hat zwei Wohnzimmer, zwei Schlafstuben und zwei Badestuben und liegt in einem der Mission gehörigen kleinen Kaffeegarten. Im kühlen Häuschen ist bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

einer Tasse echtem Kaffee die Müdigkeit bald vergessen. Die Kunde, dafs der Aijer gekommen, verbreitet sich bald unter den Christen, und ich habe nicht lange zu warten, so kommt auch schon dieser und jener mit seinem Anliegen. Das Gemeindlein zu Jerkād ist von Bruder Herre unserer Mission zugeführt worden und besteht aus etwa 60 Seelen. Die Männer thun meistens Maurerarbeit. Einige sind auch Tischler. Der Kaste nach sind sie Parias; indefs macht das hier oben keinen Unterschied. In dem Dorfe Longleypötei, das die aus dem Tieflande gekommenen Eingeborenen sich erbaut haben, wohnen Tamulen, Parias und Muhammedaner einträchtig untereinander, besuchen sich in den Häusern gegenseitig und trinken von demselben Wasser.

Unser Sanitarium bedurfte schon längst einer gründlichen Reparatur. Da es trotz allem mit der Zeit recht kostspieligen Flickens kaum noch bewohnt werden konnte, wurde in diesem Jahre (1881) das Geld für eine gründliche Reparatur vom hochwürdigen Collegium in freundlicher Fürsorge für die Missionare bewilligt, und ich habe mit Hilfe Bruder Zietzschmann's das Häuschen, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten repariert.

Mohr und Ramseyer's Reise nach Kumase.

Die Baseler Missionsgesellschaft, welche ein ausgebreitetes Netz von Stationen auf der westafrikanischen Goldküste besitzt und als äufsersten Vorposten im Innern Abetifi in der früher zum Asantereich gehörigen Provinz Okwao besetzt hält, hat durch einzelne ihrer dortigen Missionare besonderen Anteil an der Erforschung des durch seine barbarischen Herrscher berüchtigten Asantereiches genommen. Schon im Jahre 1840 hatte der Missionar Riis im Auftrage der Gesellschaft Kumase, die Hauptstadt von Asante, besucht. Vom Jahre 1869—73 lebten der Missionar Ramseyer nebst Gattin und Kind, sowie der Missionskaufmann Kühne als Gefangene in Kumase, bis sie durch das Heranrücken englischer Truppen befreit wurden. Trotzdem wagten sich zu Anfang 1881 die beiden Missionare Buck und Huppenbauer wieder in die Höhle des Löwen, und im August und September eben dieses Jahres führten ihre Collegen Ramseyer — der seit seiner Freilassung in Abetifi eine Station gegründet hat — und Mohr — der in Begoro, in der Provinz Akem wohnt — dieselbe Reise aus.

Die Freundlichkeit der Baseler Missionsgesellschaft setzt uns in den Stand, im Folgenden den Originalbericht über die letzte Expedition aus der Feder des Missionar Mohr zu bringen. Die im Anhange erwähnte Karte war bis zu dem Datum, wo wir diese Zeilen schreiben (20. Februar), noch nicht in Basel eingetroffen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1882

Band/Volume: 1

Autor(en)/Author(s): Gehring

Artikel/Article: Auf den Serwaradscha-Bergen 5-9